



RICCARDO GANGALE / AP

Regierungssoldaten in Goma, aufständische Milizen bei Kanyabayonga*: „In einem Zeitraum von sechs Jahren hat die Welt im Kongo eine

KONGO

Der vergessene Krieg

Über drei Millionen Menschen kamen in den letzten Jahren im Herzen Afrikas ums Leben, ohne dass die Welt energisch eingeschritten wäre. Jetzt könnte der Konflikt erneut eskalieren. Weil Ruanda freie Wahlen im Kongo verhindern will, heizt es die Auseinandersetzungen zwischen den Milizen an.

Patrick Lavand'Homme würde gern wieder einmal gute Nachrichten aus seinem Sprengel verkünden: von heimgekehrten Flüchtlingen, mit Lebensmitteln versorgten Gebieten oder einem Friedensschluss zwischen verfeindeten Stämmen etwa. Doch derartig mutmachende Meldungen hat der Uno-Mann leider nicht zu bieten.

Denn wieder einmal dominiert der Horror rundherum; in weiten Teilen des Landes herrscht Krieg. Und so steht der Leiter des Uno-Büros für humanitäre Angelegenheiten in der Kongo-Provinz Nord-Kivu reichlich unglücklich vor der Landkarte des Dschungelstaats und zeichnet wie ein Feldherr mit dem Finger Frontverläufe nach.

Es ist niederschmetternd, was er dabei konstatieren muss. Überall marodierende Milizen, herrschaftsfreie Zonen, durch die plündernd Armeen marschieren und Flüchtlingstrecks. Endlose Flüchtlingstrecks, die ziellos umherirren – von einem

Teil des Landes in den anderen. Während vor einigen Monaten kurz Hoffnung auf einen Frieden keimte, scheint heute niemand mehr sicher: Selbst harmlose Vulkanwissenschaftler wurden überfallen, die „Ärzte ohne Grenzen“ aus Holland gleich zweimal.

Die wichtige Verbindungsstraße vom Kongo nach Uganda kontrollieren ein bru-

taler Maji-Maji-Stammeskrieger namens Jackson und seine Spießgesellen. Auch nördlich von Kanyabayonga herrscht Anarchie, nachdem sich zwei verfeindete Milizen nach einer wochenlangen Schlacht aus ihren Killing Fields zurückzogen – ohne sonderliche Gebietsgewinne. Allein aus dieser Gegend sind im vergangenen Monat 150 000 Menschen mit ihrer letzten Habe geflüchtet.

Wer im Kongo mit Zahlen operiert, muss hochgreifen: 2,5 Millionen Flüchtlinge gibt es derzeit insgesamt im Land, in Nord-Kivu allein 500 000. „Es ist die größte humanitäre Katastrophe der Gegenwart“, sagt Lavand'Homme, der vor sieben Monaten in der Kivu-Stadt Goma Quartier bezogen hat. Aber wer wolle das schon wissen? Nur ganz gelegentlich schaue jemand bei ihm vorbei und erkundige sich nach der Lage.

Nach vorsichtigen Schätzungen sollen in den vergangenen Jahren über drei Millionen Menschen ums Leben gekommen sein. Jeden Tag, berichtete kürzlich das amerikanische „International Rescue Committee“ (IRC), sterben tausend Menschen an



* Im Dezember 2004 nach Kämpfen mit Regierungstruppen.



STEPHEN MORRISON / DPA

Bevölkerung verloren, die mit der Einwohnerzahl Irlands vergleichbar ist“

Unterernährung, an allen denkbaren Krankheiten oder dahingemetzelt von den unzähligen Warlords.

„In einem Zeitraum von sechs Jahren“, resümiert IRC-Mitarbeiter Richard Brennan, „hat die Welt im Kongo eine Bevölkerung verloren, die mit der Einwohnerzahl Irlands vergleichbar ist.“ Wie viele unschuldige Kongolesen noch sterben müssen, bevor die internationale Gemeinschaft „der tödlichsten Krise der Gegenwart“ endlich die nötige Aufmerksamkeit schenke – Brennan zuckt die Schultern, er weiß es nicht.

Die Verzweiflung der Helfer scheint berechtigt. Es mehren sich die Anzeichen, dass diese Millionen Toten Vorbote einer nächsten Mordwelle sein könnten, dass ein neues Massensterben droht. Im Sommer nämlich sollen Wahlen stattfinden im drittgrößten Flächenstaat Afrikas. Doch je näher der Termin rückt, desto angespannter wird die Lage. Ständig sickern Kombattanten aus dem Nachbarland Ruanda über die Grenze und mischen sich unter die örtliche Bevölkerung.

„Vergewaltigungen, Kämpfe, Vertreibungen – all das ist an der Tagesordnung“, sagt Lavand’Homme, der in der Provinzmetropole Goma residiert. Die Stadt am wunderschön gelegenen Kivu-See, wo die Cholera 1994 Zigtausende ruandischer Hutu-Flüchtlinge dahintrug und die acht Jahre später zu einem Drittel von der Lava des Nyiragongo-Vulkans verschüttet wurde, ist logistisches Zentrum internationaler Hilfsorganisationen.

Eine fast unheimliche Ruhe hat sich über Goma gesenkt. Nur noch selten rumpeln Geländefahrzeuge durch die schwarzen Lavamassen, die sich zwischen die Häuser

der einstigen belgischen Kolonialstadt geschoben haben.

Dagobert Holtwick, 55, ein Mann der Deutschen Welthungerhilfe, hockt einsam inmitten seines eindrucksvollen Fuhrparks: 29 stattliche Lastwagen und 24 Baufahrzeuge. In den vergangenen vier Jahren haben er und seine Leute 140 Kilometer Straße durch den Urwald gebaut – Richtung Kisangani, jener legendären Stadt an der Biegung des großen Kongo-Flusses, dem letzten Vorposten der Zivilisation.

Die Buschtrasse soll den Osten des riesigen Staates mit der Hauptstadt Kinshasa verbinden, entlang der Strecke sollen Hospitäler und Schulen errichtet werden. Es ging gut voran. Und es gab eine Zeit, da machte sich eine Stimmung breit, die man Optimismus hätte nennen können.

Doch seit vier Wochen stehen alle Räder still. Abziehende Soldaten haben die Baustelle geplündert, Baumaschinen zertrümmert, 50 000 Liter Dieseltreibstoff geraubt und 12 500 Hacken, bestimmt für die Bevölkerung. Der Schaden beträgt rund 300 000 Euro; bis die Sicherheitslage nicht halbwegs geklärt ist, wird die Arbeit ruhen. Und so sieht es derzeit an vielen Orten im Ostkongo aus.

Holtwick lebt seit 35 Jahren auf dem Kontinent, 19 Jahre davon hat er im Kongo verbracht. Er hat fünf Putzschneidemaschinen überlebt und so manchen Bürgerkrieg. Er ist ein

hemdsärmeliger Typ und weiß Gott kein Angsthase. Doch seit im November Ruandas Präsident Paul Kagame ankündigte, wieder in den Kongo einmarschieren zu wollen und es prompt erste Scharmützel mit Eindringlingen aus dem ungeliebten Nachbarland gab, überkommt selbst ihn immer häufiger das Grauen: „Es riecht nach Krieg.“

Gründe für einen Waffengang gibt es allemal. Der Kongo ist gesegnet mit Bodenschätzen, er könnte ein steinreiches Land sein: Diamanten und Gold werden gefördert, die Erze Coltan, Kassiterit sowie Kupfer, und auch von den wertvollen Tropenhölzern gibt es genug. Mit dem Krieg im Kongo wird jede Menge Geld verdient. Viele Nationen verfolgen hier ihre Interessen, und viele führen hier ihre schäbigen Stellvertreterkriege. Ausgefochten werden sie nicht selten durch zum Morden gedrillte und mit Drogen vollgepumpte Kindersoldaten.

Der Krieg hat viele Facetten, die Verantwortlichen auszumachen fällt schwer. Doch die deutlichste Bluts spur führt nach Ruanda, einen bergigen Zwergstaat, der fast 90-mal kleiner ist als der riesige Kongo – maßlos überbevölkert, nahezu bar jeder Rohstoffe und zudem auch noch mit nur mäßig fruchtbaren Böden: das Land der tausend Hügel. Von dieser ehemals deutschen Kolonie wird der Krieg ins große Nachbarland getragen.

Hinter dem Gemetzel im Gebiet der Großen Seen steht der ruandische Konflikt zwischen Hutu und Tutsi, der Zwist zwischen Kain und Abel, eine Auseinandersetzung zwischen Ackerbauern, den Hutu, und Viehhirten, den Tutsi.

Jahrhundertlang beherrschten die Tutsi das kleine Königreich. Sie fühlten sich nicht nur als Hirten-, sondern mehr noch als Herrenvolk. Und obwohl sie nur 14 Prozent der Bevölkerung stellten, herrschten sie wie Feudalherren über die Hutu, die etwa 85 Prozent ausmachten – die ein Prozent Twa-Pygmäen nicht gerechnet.

Als die europäischen Kolonialisten um dieses Stück Erde stritten, gefiel ihnen die



THILO THIEKE / DER SPIEGEL

Helfer Holtwick: Seit vier Wochen stehen alle Räder still

Theorie vom Herrenvolk im Herzen der Finsternis. Die Belgier, denen die Deutschen noch im Ersten Weltkrieg das Land abtreten mussten, regierten es lange mit Hilfe der Tutsi-Kaste. Doch als in den fünfziger Jahren der Sturm der Befreiungsbewegungen durch die Kolonien fegte, war es ausgerechnet die Oberschicht der Tutsi, die gegen ihre Gönner aufbegehrte.

Brüssel wandte sich nun der Masse der verarmten Hutu-Bauern zu, es kam zum großen Massaker. 50 000 Tutsi wurden ermordet, und Hunderttausende flohen in die Nachbarländer: nach Uganda, ins heutige Tansania, nach Burundi – und eben in den Osten des Kongo.

Dort lebten sie jahrzehntelang in Flüchtlingslagern und hofften auf Rückkehr. Im Kongo nannten sich die Tutsi Banyamu-

Über 800 000 Tutsi und moderate Hutu wurden bestialisch von Jugendbanden ermordet, die sich Interahamwe („Die gemeinsam zuschlagen“) nannten. Später, nach dem Sieg einer von Paul Kagame geführten Tutsi-Rebellenbewegung in Ruanda, wurden Tausende in den Kongo geflüchtete Hutu hingemetzelt. Doch diese Opfer sind offiziell kein Thema. In Kigali herrscht eine Tutsi-Junta, die Wahlen manipuliert, Menschenrechtler verfolgt und Journalisten einsperrt. Und die ihre eigene Wahrheit über die Kriegereignisse verbreitet.

Der Kongo wurde damals von einer Flüchtlingswelle aus Ruanda erdrückt, von Hunderttausenden Hutu, die sich nicht zurückwagten in ihre Heimat – unschuldige Zivilisten, aber auch Leute mit Blut an

„Die Ruander sind hier überall präsent“, bestätigt Georg Dörken von der Welthungerhilfe, „sie tragen kongolesische Uniformen, und sie werden alles versuchen, demokratische Wahlen zu vereiteln.“ Die Rebellen, deren Vertreter sogar in der Übergangsregierung in Kinshasa sitzen, sind bei der kongolesischen Bevölkerung verhasst, sie hätten keine Chance bei einem fairen Urnengang.

„Kagame ist fast gezwungen, den Kongo ins nächste Chaos zu stürzen, wenn er seine Macht behalten will“, glaubt Dörken. Denn mit Sicherheit verlören seine Vasallen nach den Wahlen die Kontrolle über die Bodenschätze.

Zur gleichen Zeit wachsen im Kongo die Ressentiments gegen die Tutsi, die nun ihrerseits Gewalt befürchten. Immer wieder

verteidigt Kagame die Feldzüge damit, er müsse seine versprengten Landsleute im Kongo vor einem weiteren Genozid durch die Nachbarn schützen. Aber er setzt damit nur eine furchtbare Spirale in Gang: Denn je schlimmer Kagames Marodeure im Nachbarland wüten, desto stärker verwandelt sich der vermeintliche in wirklichen Hass auf die Tutsi.

Und die Vereinten Nationen? Die Uno taumelt im Kongo von einer Krise in die nächste. Nichts tat sie in Bunia, als dort hemmungslose Kindersoldaten wüteten, teilnahmslos sah sie in Bukavu zu, als dort Tutsi-Milizen mordeten und vergewaltigten.

Zu allem Überfluss ist sie selbst ins Zwielicht geraten: Dutzende Blauhelme sind angeklagt, Flüchtlingsmädchen sexuell ausgebeutet

zu haben. Und doch hofft Albrecht Conze, deutscher Vertreter der Uno-Mission im Kongo, dass seine auf über 12 000 Mann angewachsene Truppe das befürchtete nächste Blutbad verhindern kann. Man sei, sagt er, inzwischen „militärisch besser aufgestellt“. Das Mandat zwingt seine Blauhelme sogar, Menschenleben zu retten.

Dörken hingegen, der Mann der Welthungerhilfe, traut der Uno dennoch nicht allzu viel zu: „Am besten wäre es, wenn die Franzosen die Sache wieder in die Hand nähmen.“ Die hatten vor anderthalb Jahren schon in dem nordostkongolesischen Bezirk Ituri für Ruhe gesorgt. Im Gegensatz zu den Blauhelmen schritten die Franzosen auch wirklich ein, um das Morden zu stoppen: „Wer mit dem Colt in der Hand droht, muss bereit sein, damit auch zu schießen.“

THILO THIELKE



ERIC FEEBERG / AFP

Goldmine im Ituri-Bezirk: Gründe für einen Waffengang gibt es allemal

länge. Zwar gab es immer wieder Auseinandersetzungen mit dem dortigen Herrscher Mobutu Sese Seko, es blieb jedoch lange Zeit relativ friedlich im Osten Kongos.

Bis Anfang der neunziger Jahre. Da eskalierte der Konflikt und geriet zur Apokalypse. Zweimal konnte ein Vormarsch von Tutsi-Rebellen aus dem Nachbarland Uganda noch von französischen Truppen unmittelbar vor der ruandischen Hauptstadt Kigali gestoppt und ein Friedensschluss mit der Hutu-Führung erzwungen werden. 1994 jedoch kam jede Vermittlung zu spät – als eine Maschine mit den Präsidenten Ruandas und Burundis an Bord beim Landeanflug auf Kigali abgeschossen wurde. Von wem, ist bis heute unklar.

den Händen. Zweimal hat Ruandas Herrscher Paul Kagame seitdem den rohstoffreichen Kongo überfallen: 1996, um Mobutu zu stürzen, und 1998 mit der Absicht, die Interahamwe zu jagen. Und während nun der Kongo in Agonie versank, prosperierte plötzlich Ruanda – und lässt sich seither für seine erfolgreiche Wirtschaftspolitik feiern.

Dabei sind es die gestohlenen Bodenschätze des Kongo, die Kagames Regime reich machen. Zeitweise hat Ruanda monatlich für 20 Millionen Dollar Coltan exportiert, die Diamantenausfuhren des Zwergstaats stiegen zwischen 1998 und 2000 auf wundersame Weise von 166 auf 30 500 Karat.

Niemanden würde es wundern, wenn Kagame den großen Osten des Kongo wirklich abzuspalten und an sich zu reißen versucht.

Weitere Informationen unter www.spiegel.de/dossiers

